

### Der Machtmensch: zur Dramatologie des Politikers

Hitzler, Ronald

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hitzler, R. (1991). Der Machtmensch: zur Dramatologie des Politikers. *Merkur*, 45(3), 201-210. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-57307>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

#### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

den verjazzten Versionen seiner Stücke mit Empörung begegnet, wird ihm bedeutet, dies Verfahren sei in Hollywood durchaus üblich. Natürlich wandelt sich der Komponist später zum Anhänger des Swing, und auch Ninotschka, die Kommissarin, erliegt der Mischung aus Charme und Zynismus. Sie kam nach Paris, um dort bei drei Genossen für Ordnung und Disziplin zu sorgen – und verliebt sich statt dessen in den Produzenten, die Stadt und überhaupt in die angenehmen Seiten des Lebens. Einmal hält sie dem schon geliebten Feind empört dessen Grundanschauung vor: Alles, was Sie tun, ist richtig, alles was ich tue, falsch. Sie kritisiert damit den Überlegenen, der ihr seine Sicht der Dinge aufzwingen will – und am Ende Erfolg hat. Ninotschka in Paris, das ist das Resultat einer Verführung.

RONALD HITZLER

## Der Machtmensch

### Zur Dramatologie des Politikers

Politik ist, nach Machiavelli, die Kunst, soziohistorische Rahmenbedingungen zu erkennen, richtig einzuschätzen und klug darauf zu reagieren, sie den je eigenen Zielen nutzbar zu machen, beziehungsweise die je eigenen Ziele auf sie abzustimmen, und somit, wie Max Weber in seinem Essay *Politik als Beruf* festgestellt hat, »nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung« zu streben. Ein in diesem Sinne erfolgreicher Politiker, ein *Machtmensch* zu sein, heißt demnach, diese Kunst zu beherrschen und möglichst illusionslos – sowohl was einen selber angeht, als auch was andere Menschen betrifft – zu agieren. Und das bedeutet heutzutage in einem repräsentativ-demokratisch organisierten Gemeinwesen insbesondere, bei denen, »auf die es ankommt«, den Eindruck zu erzeugen, daß sie mehr davon haben, wenn von den einen die eine statt von anderen eine andere Politik gemacht wird. Das, was man heutzutage in solcherart organisierten Gemeinwesen noch »politische Macht« nennen könnte, entsteht somit vor allem durch *Darstellungskompetenz*.<sup>1</sup>

Politik zu machen bedeutet, idealistisch gesprochen, irgendwie davon auszugehen, daß für das Wohlergehen der Menschen durch politisches Handeln,

---

<sup>1</sup> Auch »Hinterbänkler« im Parlament müssen über diese Kompetenz (andere davon zu überzeugen, daß man die relativ beste Wahl ist, die sie treffen können) verfügen – sonst wären sie nämlich gar nicht ins Parlament gewählt worden. Daß sie allerdings im Parlament »graue Mäuse« werden und bleiben, das liegt wiederum an ihrer *relativen* Inkompetenz – relativ eben zu anderen Parlamentariern –, den Eindruck von Kompetenz zu erzeugen.

durch das Ausüben von Macht über sie, zu sorgen ist (wobei das vermeintliche Wohlergehen der Menschen natürlich auch die beste Legitimation der Ausübung von Macht darstellt, wie Thomas Hobbes schon vor mehr als dreihundert Jahren im *Leviathan* beschrieben hat). Diese politische Macht hat viele Namen: Führungsstärke, Verantwortung, Konzeptions- und Integrations-, aber auch Konflikt- und Durchsetzungsfähigkeit. Man übt sie aus dadurch, daß man die Überzeugungen und damit auch das Handeln anderer steuert, daß man andere in seinem Sinne beeinflußt, daß man ihnen Versprechungen macht oder ihnen droht, daß man sie erfreut oder erschreckt, belustigt oder ängstigt, daß man sie unterhält oder ihnen Gewalt antut – daß man sich also ihrer zur Durch- und Umsetzung der eigenen Interessen, auch der Interessen der eigenen Gruppe, bedient: »Auf irgendeine Maßnahme verzichten, nur weil sie unmoralisch ist, ist einfach ein technischer Fehler«.<sup>2</sup>

Derlei nennt man »Machiavellismus«. Denn für Machiavelli liegt der *anthropologische* Grund dafür, daß der Politiker qua Beruf Macht ausüben, daß er gegebenenfalls auch manipulieren, täuschen, lügen muß, in dem begründet, was seiner Meinung auch die »menschliche Natur« ausmacht: Im Zweifelsfalle sind Menschen nicht selbstlos und gut, sondern selbstsüchtig und schlecht, sehen vor allem auf ihren individuellen Vorteil beziehungsweise auf das, was sie dafür halten; das heißt sie kalkulieren, sind korrupt und im Grund asozial, besitzen jedenfalls keinen inneren Antrieb, im Sinne des Gemeinwohls zu handeln, wenn dieses mit ihrem Eigennutz konfligiert. Machiavelli geht in *Der Fürst* davon aus, daß die Individuen »eigentlich« eine instrumentelle Einstellung gegenüber der Gesellschaft haben, all ihre Geselligkeit letztlich egozentrisch begründet ist. Würden die Menschen nicht durch das Gemeinwesen gebändigt, wäre ihre »erste« Natur nicht durch ihre »zweite Natur«, durch Sitten, Bräuche, Gesetze überlagert, gäbe es kein friedvolles Miteinander zwischen ihnen, sondern ständige Auseinandersetzungen.

Nun ist heutzutage natürlich eine Anthropologie, die sozusagen den fiktiven »Roh-Menschen« vor seine Vergesellschaftung stellt, zumindest problematisch: Gegenüber derartigen Mythen beziehungsweise Phantasien vom »Ur-Menschen« – weniger in einem historischen als in einem ontologischen Sinne – hat die »neuere philosophische Anthropologie« und insbesondere Helmuth Plessner die essentielle Dualität des Menschen betont, die Einsicht, daß der Mensch als Mensch *zugleich* Natur- und Kulturwesen ist und daß es in die Irre führt, irgendeine vorsoziale »Natürlichkeit« des Menschen zu hypothesieren.

So gesehen ist die Machiavellische Anthropologie überholt – ebenso wie ihr rousseauistisches Gegenstück, wonach der Mensch als »eigentlich« gut (und nur durch soziohistorische Großstrukturen an der Entfaltung seiner positiven Qualitäten gehindert) anzusehen sei. Allerdings ist es auch gar nicht notwendig, einen anthropologischen Pessimismus zu pflegen, um sich als vorsichtiger Politiker für eine machiavellistische Attitüde zu entscheiden. Wenn

<sup>2</sup> Hans Freyer, *Machiavelli*. Weinheim: VCH 1986.

man damit rechnen muß, daß Menschen auch »Schlechtes« tun beziehungsweise von den gesellschaftlich als verbindlich betrachteten Handlungsweisen abweichen können, dann dürfte es wohl unzweifelhaft klüger sein, sich auf diese Möglichkeit einzustellen: »Der Mensch nämlich, der sich nur von den Gesetzen des Guten leiten läßt, muß in der Umgebung von Menschen, die sich von anderen Gesetzen leiten lassen, untergehen«.<sup>3</sup>

Zu einem zeitgemäßen Machiavellismus gehört heutzutage auch, daß in der Regel die, bei denen man sie vermutet, die Vermutung weit von sich weisen, *Macht* zu haben, »da es im Wesen der Macht begründet liegt, sich moralisch zu verbrämen, um nicht als das, was sie ist, zu erscheinen«.<sup>4</sup> Denn Macht ist immer relativ zur Ohnmacht anderer. Wer also zugibt, daß er Macht will oder gar hat, der zieht fast zwangsläufig unbequeme Fragen und unter Umständen harsche Kritik auf sich, der steht sozusagen prinzipiell in der Verantwortung für das, was geschieht. Zum Kampf um die Macht gehört mithin auch die Täuschung des Publikums darüber, daß es den Akteuren vor allem anderen eben tatsächlich um *Macht* geht. Damit sind wir bei der Kernstruktur dessen, was meines Erachtens unter einer »Dramatologie des Politischen« zu verstehen ist: die Lehre von der Dramaturgie, der Inszenierung, der Vermittlung von Politik. Die hiermit verknüpfte These lautet: Unabhängig davon, ob der Politiker glaubt, was er sagt, oder gar sagt, was er glaubt, muß er nach bestimmten politikimmanenten Regeln handeln, wenn er erfolgreich sein will. Teil dieser Regeln ist es (vor allem natürlich in modernen Repräsentativdemokratien wie der unseren), glaubhaft zu machen, daß er »für alle« – jedenfalls für alle, auf die es ihm ankommt – das Beste will, und daß er *deshalb* über Macht verfügen, Macht ausüben muß.

Harold D. Laswell hat sein in *Psychopathology and Politics* entwickeltes Konzept der typischen Persönlichkeit des Politikers als einer genuin machtorientierten dahingehend präzisiert, daß er später sehr viel stärker als ursprünglich die Bedeutung von Pragmatismus, Flexibilität und Kompromißbereitschaft für erfolgreiches politisches Handeln betont hat. Und Gore Vidal hat in seinem Essay *Barry Goldwater: A Chat* diese Fähigkeiten, die den Politiker in einer repräsentativen Demokratie sozusagen von Berufs wegen zum Opportunisten machen, gar als besondere Kunstfertigkeit bezeichnet, die darin bestehe, zum Beispiel grundsätzlich zu wissen, wann man gehen und wann man bleiben, wann man nachgeben und wann man beharrlich sein muß. Das heißt, ein Politiker in einer repräsentativen Demokratie muß *gesellig* sein (oder zumindest so wirken), *aufrecht* (aber er darf doch nie das Spiel aus der Hand geben) und *neugierig auf Menschen* (sonst hält er seinen Job nicht aus). Außerdem sollte ein Politiker nicht *zu* gescheit sein, er sollte häufig lächeln, zugleich doch immer seriös wirken, und er sollte nicht zu stolz erscheinen.

<sup>3</sup> Leszek Kolakowski, *Über die Richtigkeit der Maxime »Der Zweck heiligt die Mittel«*. In: *Der Mensch ohne Alternative*. München: Piper 1976.

<sup>4</sup> Gustav Ichheiser, *Die Antinomie zwischen Politik und Moral nach Machiavelli*. In: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie*, 1927, S. 294 – 309.

Der Politiker braucht einen Sinn für Gelegenheiten, er muß auf die richtige Frage auch stets die richtige Antwort wissen.

Man könnte unter diesem Aspekt eine Art überparteiliche Checkliste mit den wichtigsten Bedingungen für eine erfolgreiche Politikerkarriere – zumindest in repräsentativen Demokratien – anlegen: Man muß dem, auf den es einem ankommt, unter anderem glaubhaft machen können, daß man *kompetent* ist (aber nicht arrogant), *loyal* (aber nicht unterwürfig), *selbständig* (aber nicht eigenbrötlerisch), *ehrlich* (aber nicht naiv), *engagiert* (aber nicht verbohrt), *sachlich* (aber nicht leidenschaftslos), *informiert* (aber nicht überlegen), *wortgewandt* (aber nicht redselig), *kämpferisch* (aber nicht rücksichtslos), *konsenswillig* (aber nicht opportunistisch). Im übrigen ist es in der Regel von Vorteil, glaubhaft zu machen, daß man zwar »mit ganzer Kraft« sich der Politik verschrieben hat, diese aber gleichwohl keine Obsession sei – daß man zwar (ganz im Sinne von Max Webers einschlägiger Differenzierung) für die Politik lebe, aber keineswegs darauf angewiesen sei, von ihr zu leben.

Mit anderen Worten: Der Politiker hat, zumindest in einer repräsentativen Demokratie, im Gegensatz zum Bürokraten, der in festen Strukturen prinzipiell sicher verankert ist, grundsätzlich eine instabile Position inne. Folglich muß er sich ständig, multidimensional und vielfachadressiert, bemühen, beliebt zu werden, zu sein und zu bleiben. Beliebtheit ist bekanntlich nicht zum wenigsten auch eine Folge von direkter und indirekter finanzieller Großzügigkeit. Deshalb betätigen sich Politiker auch gerne, so Jeremy Boissevain in seiner Studie *Friends of Friends*, als »Sozialmakler«. Das heißt, sie versprechen und verteilen vorzugsweise Ressourcen aus fremden Taschen – aus öffentlichen, aber auch aus privaten.

Somit erscheint Politik – nicht erst heutzutage<sup>5</sup> – weniger als instrumentelle denn als expressive, als symbolische Praxis: Es geht im politischen Alltag vor allem um personale Kontakte und Kontaktpflege auf nachgerade allen sozialhierarchischen Ebenen. Es geht um institutionelle und organisatorische Verbindungen und Querverbindungen. Es geht um mehr oder minder anonyme »Bezugs«-Gruppen – die Wähler, die Lobbyisten, die eigene oder auch eine fremde Partei, die Kollegen, die Mitarbeiter, das Personal im Parlament. Harte Daten, Zahlen, Fakten, Memoranden, Vorlagen und Gesetzesentwürfe scheinen zumindest in diesem zugleich dramatischen und bedeutungstiftenden Bereich des politischen Handelns des Politikers weit weniger wesentlich als jenes »weiche« Wissen, das sich ergibt aus einer Vielzahl informeller Hinweise und Warnungen, aus Diskretionen und Indiskretionen, aus Stimmungen und Ahnungen, Spekulationen und Intimitäten, Meinungen und Vorurteilen, aus individuellen und kollektiven Selbstverständlichkeiten. Die Quellen politischer Sinn-Konstruktionen scheinen eher Mitteilungen zwischen den Zeilen, scheinen inoffizielle Kanäle, allerlei Vertraulichkeiten am Telefon, »im Vorbeigehen«, am Rande von Sitzungen zu sein, und weniger

<sup>5</sup> Schon Sueton berichtet, daß dem Kaiser Augustus kurz vor seinem Tode wichtig gewesen war, zu hören, wie er seine Rolle als Politiker im Schauspiel des Lebens gespielt habe.

Statistiken und wissenschaftliche Analysen, Expertisen und Datenbanken. Primär *gestaltet* der Politiker nicht politische Entscheidungsprozesse, sondern er *interpretiert* und *erklärt* stattgehabte, laufende und künftige Entscheidungen.

Dementsprechend findet politisches Handeln vorwiegend als Inszenierungsarbeit statt, etwa als Auf- und Abwertung von Standpunkten und Meinungen, als Beschwichtigung des Publikums (durch Erklärungen, Schuldzuweisungen und Entschuldigungen), als Argumentation für oder gegen Positionen, als Legitimation oder Nihilierung von politischen Einsichten und Weltanschauungen, als Selbstprofilierung und als Diffamierung von Gegenspielern und Konkurrenten, als Emotionalisierung von Sachverhalten, als Evokation positiver und als Kompensation negativer »Images«, als Generierung von Zustimmung und erwünschtem Handeln. Dabei scheint es tatsächlich so etwas wie »Grammatiken« erfolgreicher Politikinszenierungen zu geben. Und sie werden durchaus nicht nur ex post, etwa von Wissenschaftlern, zur strukturellen Beschreibung auf die faktischen Handlungsabläufe und -zusammenhänge appliziert, sondern sie sind zum guten Teil in Form von »Rezeptwissen« dem normalen politischen Akteur typischerweise zuhänden, zumindest aber dem informierten, erfolgsorientierten Politikpraktiker und Politikmanager geläufig – und werden von diesem auch strategisch genutzt.<sup>6</sup> Hans Freyer: »Dadurch wird die politische Kunst gleichsam objektiviert und von der Zufälligkeit der handelnden Personen, ja sogar vom Grad ihrer Begabung in gewissem Sinn abgelöst.«

Die Frage ist: Wozu dient die politische Inszenierung, die Inszenierung des Politischen *insgesamt*, also jenseits etwelcher individueller oder gruppenspezifischer Parteiinteressen? Sie dient vor allem der Legitimation dessen, was hinsichtlich der Ordnung einer Gesellschaft der Fall ist; sie dient dazu, die Gesellschaftsmitglieder an ein geltendes Herrschaftsprinzip zu binden; sie »dient dem nützlichen Zweck, die Regierten zu versöhnen«.<sup>7</sup> Das impliziert aber nun nicht etwa, daß wir sagen könnten, der Politiker mache einerseits instrumentelle Politik und andererseits dem Bürger etwas vor. Sagen können wir eigentlich nur, daß er, zumindest *auch*, dadurch Politik »macht«, daß er dem Bürger in dem Sinne etwas vor-macht, als er eine politische Einstellung zelebriert. *Politik als Beruf* auszuüben, das erfordert – jedenfalls heutzutage – permanente Inszenierungsleistungen.

Wenn man aber dergestalt die *dramaturgischen* Elemente des Politikerdaseins ins Auge faßt, wenn man also erst einmal die »Politik als Showgeschäft« (so der Titel eines Buches von Roger-Gerard Schwarzenberg) ansieht, dann liegt natürlich die Versuchung nahe, nachgerade alles, was man in den Blick bekommt, als strategisch absichtsvoll zu hypostasieren. Dann erscheint der Politiker dem argwöhnischen Betrachter schnell nur noch als begnadeter

<sup>6</sup> Vgl. beispielsweise Peter Radunski, *Wahlkämpfe*. München: Olzog 1980.

<sup>7</sup> Alfred Schütz, *Santayana über Gesellschaft und Regierung*. In: *Gesammelte Aufsätze*. Bd. 2. Den Haag: Nijhoff 1972.

Mime und gewitzter Regisseur, als geheimnisvoller Drahtzieher und ränke-reicher Fadenspinner, als ausgebuffter Taktiker und eben vor allem als kaltblütiger Machiavellist. Derlei Fähigkeiten und Begabungen sind für das Überleben in der Sinnwelt des Politischen sicherlich essentiell: Wer hier Erfolg sucht, der kommt kaum umhin, sich sozusagen in Permanenz auf die kalkulatorische Lauer zu legen, damit rechnend, daß jeder (auch er selber) letztlich darauf angewiesen ist, sich auf Kosten des anderen wem gegenüber auch immer zu profilieren. Dennoch ist das meiste von dem, was der Politiker so tut, wenn er Politik macht, weniger individuelle Strategie eines Akteurs als kollektiver *Habitus* eines Berufsstandes. Das heißt, wenn er agiert, dann agiert er oft bewußtloser, als es den Anschein hat – milieuspezifischen Routinen, gruppierungstypischen Lebensregeln, subkulturellen Konsensen folgend. Wenn er uns etwas vormacht, dann macht er oft einfach nach, was andere wiederum ihm vormachen. Er spielt dann, öfter als der Stammtischkritiker denkt, seine Rolle, ganz im Sinne von Georg Simmels *Philosophie des Schauspielers*, »nicht als Heuchelei und Betrug, sondern als das Einströmen des persönlichen Lebens in eine Äußerungsform, die (er) als eine irgendwie vorbestehende, vorgezeichnete vorfindet«.

Allerdings kommt man spezifisch *politischem* Handeln beziehungsweise dem typischen Handeln des typischen Politikers weniger dadurch auf die Schliche, daß man ihn als Menschen »wie Du und ich« ansieht, als daß man versucht, sein Handeln mit dem des Menschen »wie Du und ich«, der er natürlich *auch* ist, zu kontrastieren. Ich schlage deshalb vor, zunächst davon auszugehen, daß der reale Politiker sich in der Regel *zwischen* den idealtypischen Extremen des normalen Alltagsmenschen und des reinen Machiavellisten bewegt. Er muß *als sozialer Typus*, in der Regel also nicht etwa aufgrund einer persönlichen Charakterschwäche, ein »Meister in der Heuchelei und Verstellung« sein (Machiavelli), denn sollen seine eigenen Handlungsweisen Erfolg haben, können sie sich gerade nicht im Rahmen jener Normen bewegen, auf die der Politiker den Bürger zu verpflichten sucht und die er selber ebenfalls einzuhalten *vorgibt*. Bereits Gustav Ichheiser hat darauf hingewiesen, daß »Erfolg« wesentlich damit zu tun hat, daß man konventionelle Bahnen verläßt. Politik ist ihm zufolge als »die Technik des sozialen Handelns unter dem Aspekt des Erfolges« zu verstehen. Zu dieser Technik gehört, zu wissen, daß der *Schein* von Tugend, nicht jedoch *tatsächliche* Tugend dem Verfolgen politischer Interessen dienlich ist.

Anders ausgedrückt: Die Effizienz *aller* Machtmittel wird, das hat schon Machiavelli gesagt, beträchtlich erhöht, wenn man den Eindruck zu erwecken versteht, ihr Einsatz diene einem moralisch anerkannten Zweck. Ein erfolgreicher Politiker ist mithin der, der seine Sache gut *macht*, nicht der, der es gut *meint*, ja noch nicht einmal der, der gut *ist*. Der *Anschein*, über bestimmte Eigenschaften zu verfügen, ist das wesentliche Element, nicht der tatsächliche Besitz. Denn nochmals: Politik ist das Spiel um die Macht. Und in diesem Spiel kann offensichtlich nur noch gewinnen, wer auch ein guter Schauspieler ist – und zwar nicht, wie manche naiven Kritiker moderner Repräsentativdemokratien meinen, als Ersatz dafür, daß es keine »richtigen« Politiker

mehr gebe, sondern als integraler Bestandteil der Rolle des Politikers selber. Freilich bleibt bei allem Bemühen um ein affirmatives Verständnis für das politische Geschehen richtig, daß vieles tatsächlich nur geschieht, damit in den Medien darüber berichtet wird. Darum trifft Murray Edelmans Buchtitel *Politik als Ritual* im wesentlichen sicherlich zu. Daraus eine »Doppelung der Realität des Politischen« abzuleiten, scheint mir jedoch überzogen.

Denn es führt in die Irre, irgendeine mysteriöse Hinterbühne zu hypostasieren, auf der wirkliche Politik gemacht wird, während »vorne« sozusagen nur der Schein der Verblendung inszeniert werde. Politik findet vielmehr ständig und in vielfältigen Varianten auf sehr vielen verschiedenen Bühnen, in sehr vielen verschiedenen Kulissen und mit sehr unterschiedlich begabten, disponierten und engagierten Akteuren statt. Der Kampf auf den Medienbühnen der Öffentlichkeiten ist ein essentieller und offenkundiger Teil des Machtkampfes selber, und der tatsächliche Machtkampf ist oft *auch* ein Kampf um die Gunst des Publikums. (Nicht nur ist das Schöne an der Popularität, daß man dadurch Macht bekommen kann, sondern es gehört auch zu den schönen Seiten der Macht, daß man damit populär werden kann.) In jeder Situation, in der Politik gemacht wird, gelten also die gleichen Grundregeln (weil nämlich Politik beginnt, wo Öffentlichkeit beginnt, und weil Öffentlichkeit beginnt, wo zwei Menschen sich gegenüberstehen), und in jeder Situation muß zugleich von jedem Akteur genau auf die ganz speziellen, konkreten Rahmenbedingungen geachtet werden, sonst gerät er schnell in ein schiefes Licht beziehungsweise scheitert mit dem Versuch, seine Interessen durchzusetzen oder zumindest unterzubringen.

Natürlich redet man im engsten Kreise in Nixons Arbeitszimmer anders als auf einer Wahlveranstaltung, natürlich waltet eine andere Art von Offenheit in Kohls Küchenkabinett als in der »Bonner Runde« nach der Wahl im Fernsehen, natürlich erzählt der Abgeordnete dem befreundeten Journalisten unter vier Augen beim Bier mehr als der Besuchergruppe aus seinem Wahlkreis. Aber machen wir alle das nicht unentwegt genauso? Verschiedene Situationen erfordern verschiedene Verhaltensweisen. Und inszenieren wir uns nicht alle möglichst abgestimmt auf das Publikum hin, mit dem wir es zu tun haben? Warum also soll gerade der »Opportunismus« des Politikers ein solch großes moralisches Problem darstellen, als das es von manchen Kritikern behandelt wird?

Es ist nicht einfach so, daß die Politiker die Handelnden sind und wir anderen die Zuschauer. Vielmehr schauen wir alle irgendwie und irgendwo *zu und* handeln irgendwie und irgendwo, auch politisch. Und auch jeder Politiker handelt in manchen Situationen und ist in anderen zum Zuschauen verurteilt. Darum scheint die »Macht« auch nirgends »wirklich« zu sein – und ist doch überall. Darum scheint es für jeden immer noch eine Tür zu geben, durch die er nicht kommt, und jeder, der vor solch einer Tür sitzt (also *jeder*), wähnt hinter der nächsten gleichsam Wundersames. Nochmals also: »Inszenierung« gehört, aus dramatologischer Sicht, essentiell zum politischen Handeln, politisches Handeln ist immer (auch) Inszenierung – und eine analytische Trennung der verschiedenen Komponenten scheint mir wenig sinnvoll.



Wenn man sich auf eine Dramatologie der *Politik* konzentriert, dann betont man zwangsläufig vor allem das machiavellistische Moment am Politiker. Wenn man sich auf eine *Dramatologie* der Politik konzentriert, dann betont man stärker den habituellen Aspekt des Politikers. Jedenfalls aber ist aus dramatologischer Sicht das Grundelement der Politik die Sprache, besser: die *verwendete* Sprache. Das, was die Sprache der Politik ausmacht, das reicht von Aktenvermerken und informellen Aussprachen über Ansprachen, Debatten, Pressekonferenzen bis hin zu Massenkundgebungen und Generalideologien. Die Sprache (in) der Politik ist sozusagen das Zentrum dessen, was man das politische *impression management* nennen könnte: des Unternehmens, sich ein Image zu verschaffen, das wiederum andere dazu verführt, freiwillig das zu tun, was man möchte, daß sie tun sollen. Politik also als die Kunst, physische Auseinandersetzungen durch zeichenhafte beziehungsweise symbolische zu ersetzen. Grundsätzlich ist dabei jedoch zu bemerken, daß es entgegen einer unbedarften Vorstellung dem Politiker nicht oder jedenfalls außerordentlich selten darum geht, irgendwelche Gegner von seinem Standpunkt zu überzeugen oder sie dazu zu bringen, ihre Auffassung über etwas zu verändern. Politische Rhetorik dient vielmehr vor allem dazu, Parteigänger zu ermutigen, Sympathisanten zu aktivieren, Unentschlossene auf die eigene Seite zu ziehen und auch Kritiker in den eigenen Reihen mundtot zu machen. Gegner sind weniger zu bekehren als zu neutralisieren, zu isolieren. Mit möglichst eingängigen Ingroup-Outgroup-Schemata gilt es, sich selbst ein möglichst positives und dem Kontrahenten am besten gar keines, notfalls aber eben ein möglichst negatives Image zu verschaffen.

Dabei steht der Politiker heutzutage potentiell *immer* auf der Bühne des öffentlichen Interesses. Was immer er tut oder läßt, es kann, auch unvermutet, Teil seines politischen Lebens werden. Er tut gut daran, stets mit den Aktivitäten seiner Konkurrenten zu rechnen, deren Interesse es ist, seine eigenen Absichten zu durchkreuzen und ihn in ein möglichst schäbiges Licht zu rücken. *Strategisches* politisches Handeln besteht also, wie jede gute Strategie, auch in der Antizipation von Gegen-Strategien, von Gegen-Gegen-Strategien usw. Man muß, will man politisch bestehen, sozusagen immer gleichzeitig möglichst alle Mitspieler *und* das Publikum (und seine schwankende Gunst) im Auge behalten, und man muß sein Verhalten, um es je nach Situation einsetzen zu können, hochgradig unter Kontrolle haben.

Diese Selbst-Kontrolle hat durch die elektronischen Massenmedien einen ganz neuen Schwierigkeitsgrad erhalten: Es gibt heute kaum noch irgendeine Eigentümlichkeit, kaum eine Eigenschaft, kaum ein Attribut, kaum ein Accessoire an einem Politiker, das durch die TV-Kamera nicht ins Zentrum des Zuschauerinteresses rücken könnte. Die Effekte *nonverbaler* Kommunikation sind heute ähnlich wichtig – manche sagen: wichtiger – als irgendwelche Inhalte des über den Bildschirm Geäußerten. Unschwer läßt sich ein allgemeiner Trend in der Politik feststellen: weg von Globalaussagen und hin zur Personalisierung, zur Image-Vermarktung. An den Wähler bringen läßt sich heute offenbar besser so etwas wie ein politischer Charakter als ein politisches Programm.

Das heißt unter anderem, daß etwa auch das Privatleben des Politikers heute mehr oder weniger integrierter Teil seines politischen Auftretens ist. Mit dem richtigen Privatleben kann man beträchtlich Boden gutmachen, mit dem falschen kann man noch mehr politischen Boden verlieren. So befindet sich der Politiker im Medienzeitalter in einem gewissen Dilemma: Einerseits nämlich muß er den Eindruck überlegener Kompetenz erwecken, um seinen Führungsanspruch gegenüber anderen Menschen zu rechtfertigen, er muß sich also von der Masse abheben. Andererseits aber muß er immer auch zeigen, daß er Mensch geblieben ist, daß er dazugehört, daß er »einer von uns« ist. Wer zu seriös und distanziert wirkt, der tut sich ähnlich schwer wie jemand, der sich allzusehr »ranschmeißt«, der zu deutlich *everybody's darling* sein möchte. Das Publikum erwartet Humor, aber nicht zuviel, Menschlichkeit, aber nicht nur, Fehlbarkeit, aber nur solche, die man jederzeit zugeben kann. Kurz: Ein Politiker muß einen »guten Eindruck machen«, aber er darf nicht perfekt erscheinen wollen – sonst mißlingt die Selbst-Inszenierung, weil sie allzu aufdringlich als solche ersichtlich wird.

Politisches *impression management* hat demnach zwei Aspekte: Man muß den Informationsfluß kontrollieren, und man muß Unterstützung für die eigene Sache mobilisieren. Aber diese beiden Aspekte sind natürlich nur zwei Seiten der gleichen Medaille, die, je mehr die Medien-Logik die politische Logik infiltriert, um so weniger auseinanderdividiert werden können: Ein erfolgreicher Politiker muß heutzutage eben nicht nur wissen, was seine Konkurrenten vorhaben, sondern er muß vor allem auch wissen, was das Publikum, was *sein* Publikum will.<sup>8</sup> Der Politiker muß sich also quasi *multimedial* inszenieren und zwar möglichst so, daß er aus seinen Mitbewerbern um die Gunst der Wähler oder etwelcher Sponsoren und sonstiger karriererelevanter Instanzen hervorsticht. Man kann zum Beispiel versuchen, Themen zu besetzen, neue Themen aufzutun, einen bestimmten Stil zu installieren, aufsehen-erregende Aktionen durchzuziehen, sozial approbierte Rollen – wie die des Helden oder die des Staatsmannes – zu spielen, oder auch, sich in gewisser Weise skandalisieren zu lassen: Dem Einfallsreichtum des politischen Selbstdarstellers sind im Medienzeitalter prinzipiell kaum Grenzen gesetzt. Bei all dem geht es um *Persuasion*, um die Überzeugung oder doch zumindest um die Überredung anderer. Denn »Macht«, die Kontrolle über andere, resultiert wesentlich daraus, daß man es versteht, andere dazu zu bringen, die eigenen Ansichten für die richtigen zu halten. (Was hochgradig damit korreliert, daß sie sie für die ihrigen oder zumindest für mit den ihrigen korrespondierende halten). In dem Maße, wie man andere dazu bringt, die eigenen

---

<sup>8</sup> Allerdings: Was das Publikum will, darüber gibt es unter Experten stets erneut Kontroversen und auch mannigfaltige aus verschiedenen Auffassungen resultierende Präsentationsstrategien. Es scheint sich aber immer mehr zu bestätigen, daß ein Knalleffekt ganz kurz vor einer Entscheidung, sozusagen als Crescendo der ganzen Selbstdarstellungspartitur, ein probates Mittel der Stimmungs- und Stimmenoptimierung ist. Um eine derartige Strategie überhaupt realisieren zu können, muß man genügend Einfluß auf die Medien haben, sonst verpaßt man allzuleicht den günstigsten Zeitpunkt.

Wirklichkeitsdefinitionen zu teilen, bringt man sie auch dazu, selbstverständlich so zu handeln, wie man es von ihnen erwartet.

In der Politik, in diesem Spiel um die Macht, gibt es keine Spielregeln außer der, sich und seine Vorstellungen durchzusetzen. Die Logik des Politischen besteht im Recht des Stärkeren, der dadurch zum Besseren wird, und in der Verantwortung, die in der Gewaltanwendung zutage tritt. Der Politiker handelt also von einer gleichsam ordnungstranszendenten Position aus *für* der Erhalt einer Ordnung. Folgerichtig darf, so Machiavelli, der erfolgreiche Politiker vor Betrug und Wortbruch jedenfalls dann nicht zurückschrecken, wenn er seine Ziele anders nicht realisieren kann. Denn: »Wer Politik überhaupt und wer vollends Politik als Beruf betreiben will, ... läßt sich ... mit den diabolischen Mächten ein, die in jeder Gewaltsamkeit lauern« (Max Weber). Und dies impliziert eben auch (wenngleich nicht *nur*), sich und seine Ideen als Repräsentanten derer darzustellen, deren Unterstützung man braucht oder wünscht. Die Frage von gutem oder schlechtem Handeln reduziert sich also in Bezug auf die Logik des Politischen auf die Frage danach, ob die benutzten Mittel die richtigen waren oder nicht. Diese Frage aber läßt sich *sicher* natürlich erst *ex post* beantworten, nämlich im Hinblick darauf, ob man erfolgreich oder erfolglos war bei der Verfolgung seiner Ziele. Politik zu begreifen und zu betreiben als die »Kunst des Möglichen«, als die Kunst, zu wissen, was unter welchen Bedingungen wie durchzusetzen ist oder eben nicht, und dementsprechend Zweck-Mittel-rational zu handeln, das macht demnach den erfolgreichen Politiker, den *Machtmenschen* im hier gemeinten Sinne aus – unabhängig von weltanschaulichen Positionen, welcher Provenienz auch immer.